

THEODOR ICKLER

Deutsch als Fremdsprache. Eine Abgrenzung

Wer den Namen einer Disziplin „Deutsch als Fremdsprache“ hört, denkt sicherlich, daß es sich hier um Theorie und Praxis des Sprachunterrichts für Ausländer handeln müsse. Sieht man sich jedoch die repräsentativen Veröffentlichungen, Veranstaltungen und Institutionen an, so scheint dies nur teilweise zuzutreffen. Zwar sind im weithin bekannten und repräsentativen „Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache“ immer wieder einmal Fragen der Sprache und des Sprachunterrichts behandelt. Aber schon der einflußreiche zweibändige Reader „Fremdsprache Deutsch“, den Alois Wierlacher 1980 herausgegeben hat und von dem er im Vorwort meint, die „wichtigsten Bereiche“ des Faches seien darin eingebracht, enthält auf über 600 Seiten praktisch überhaupt nichts zum Thema Sprache und Sprachunterricht.¹ „Deutsch als Fremdsprache“ wurde schon damals im Sinne einer „Germanistik als Fremdsprachenphilologie“² verstanden und ist seither auf derselben Linie zu „Interkultureller Germanistik“ weiterentwickelt worden, wobei jedoch „Germanistik“ beinahe ausschließlich als Literaturwissenschaft verstanden wird.³ Die umfangreichen Kongreßdokumentationen der „Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik“

¹ Eine Ausnahme ist der programmatische Aufsatz Harald Weinrichs, der insgesamt ein viel ausgewogeneres Bild des Faches entwickelt, als es dann ausgeführt worden ist. Auch in späteren Sammelbänden wie Krusche/Wierlacher (Hg.) (1990) ist es nur Weinrich, der noch auf die Sprache eingeht.

² Es finden sich auch kaum verständliche Begriffsballungen wie „germanistische Literaturwissenschaft Deutsch als Fremdsprache“ (Wierlacher 1980, S. 149).

³ Großklaus/Wierlacher (1980, S. 92f.) sehen anscheinend nur die Alternative „Spracharbeit“ und „Literaturwissenschaft“. Daß Germanistik auch einen linguistischen Zweig hat, scheint ihnen zeitweise entfallen zu sein. Selbst die Spracharbeit wird geringgeschätzt, wie der verächtliche Ton verrät, in dem die Autoren von „output“ von Absolventen mit mehr oder weniger instrumentellem Zugang zur deutschen Sprache – zumal als Wissenschafts- oder Technologiesprache“ reden (S. 93). Eine solche Beherrschung des Deutschen – sie ist schwer genug – wird von der Mehrzahl der deutschlernenden Ausländer angestrebt, aber ohne die höheren Weihen der „Literatur“ scheint das nicht viel zu gelten. Übrigens hat der hohe „hermeneutische“ Ton, auf den die „Interkulturelle Germanistik“ weithin gestimmt ist, Wierlacher nicht gehindert, sich in entscheidenden Programmschriften immer wieder auf das behavioristische „Lernziel“-Konzept Saul Robinsohns und dessen utilitaristische Bildungsreform-Vorstellungen zurückzugreifen. – In Karlsruhe wird ein Studium der „Interkulturellen Germanistik“ angeboten, das überhaupt keine linguistische Komponente enthält, vgl. Großklaus/Thum im Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 15 (1989).

handeln von Literatur und von allerlei volkskundlichen, soziologischen und anderen Themen; Linguistik kommt praktisch nicht vor. Die Theorie und Praxis des Sprachunterrichts fristet in Zeitschriften wie „Deutsch als Fremdsprache“, „Zielsprache Deutsch“ und „Fremdsprache Deutsch“ ein von der „Interkulturellen Germanistik“ kaum beachtetes Dasein. Ich möchte für Außenstehende, denen solche Verhältnisse ein Grund der Verwunderung sind, aber auch im Interesse der Deutschlehrer im In- und Ausland versuchen, diese eigenartige Entwicklung einer Disziplin kritisch darzustellen und zugleich die Frage zu beantworten, ob sie den tatsächlichen Erfordernissen gerecht wird.⁴

Der erste Schritt bestand also darin, „Deutsch als Fremdsprache“ umzudefinieren in „Germanistik als Fremdsprachenphilologie“. Diese Richtung ging in den 70er Jahren vom Heidelberger „Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie“ (sic) aus und schlug sich in dem schon erwähnten zweibändigen Reader von 1980 nieder.

Der Begriff einer „Fremdsprachenphilologie“ hat m.E. wissenschaftssystematisch keinen rechten Sinn. Die Philologie hat es mit der Wiederherstellung und Erklärung von Texten zu tun. Dabei kann es keine Rolle spielen, ob der Text in der Muttersprache des Philologen abgefaßt ist oder in irgendeiner anderen.⁵ Die Klassische Philologie, Urbild unserer Philologien, betrachtet es seit je als ganz normal, daß ihre Texte in fremden Sprachen formuliert sind, sogar in toten, die also niemandes Muttersprache sind. Die Altphilologen wissen zwar, daß vor dem eigentlichen Studium die Sprachkurse – das Latinum und das Graecum und die beschwerlichen „Stilübungen“ – liegen, aber sie sprechen nicht davon. Schon im ersten Proseminar tut man so, als verfüge jeder Teilnehmer über die nötigen Sprachkenntnisse. Diese gutmütige, ganz offensichtlich kontrafaktische Unterstellung ist übrigens wohlbegründet, denn sie führt am schnellsten zu ihrer eigenen Verwirklichung.

Was besonders deutlich gegen den Begriff einer „Fremdsprachenphilologie“ spricht, ist der Umstand, daß z.B. der deutsche Anglist oder Romanist keineswegs im anglophonen oder frankophonen Fremdsprachen-

⁴ Ich setze damit die Kritik fort, die ich bereits in meinem Einführungsheft (Ickler 1984) vorgetragen habe. Inzwischen ist auch der vorzügliche Sammelband von Peter Zimmermann (Hg.) (21991) erschienen. Vgl. ferner die kritischen Beiträge in den „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“ März 1990.

⁵ In diesem Zusammenhang wird oft eine m.E. zutreffende Stelle aus Gadammers „Wahrheit und Methode“ (Tübingen 1990, S. 391) zitiert: „Die Fremdsprachlichkeit bedeutet nur einen gesteigerten Fall von hermeneutischer Schwierigkeit, d.h. von Fremdheit und Überwindung derselben.“

didaktiker seinen wissenschaftlichen Gesprächspartner sucht und findet, sondern im englischen Anglisten, im französischen Romanisten usw. Der amerikanische Kafka-Forscher würde es sich wohl kaum gefallen lassen, verwies man ihn bei seinem Studienaufenthalt hierzulande an die Abteilung „Deutsch als Fremdsprache“ (außer wenn es dorthin zufällig einen deutschen Kafka-Spezialisten verschlagen haben sollte).

Diese ganz selbstverständliche Internationalität, die für alle Wissenschaften gilt, wird angefochten durch das Vermischen der Philologie mit ihrer pädagogischen Anwendung und den Aufgaben des Bildungswesens. Die Philologie ist aber nicht Bildung, sondern wird nur gemäß einer gewissen „humanistischen“ Bildungsideologie sekundär für Bildungszwecke eingesetzt: Man glaubt, durch das Lehren der fremden Sprache und die Lektüre fremdsprachiger Texte aus den Schülern sozusagen bessere Menschen zu machen. Erst dann spielt es eine Rolle, in welcher Sprache und welcher Kultur die Schüler aufgewachsen sind. Erst in diesem Zusammenhang ist es auch sinnvoll, von „Adressatenorientierung“ zu sprechen, denn Unterricht hat Adressaten, Wissenschaft nicht. Die unendlich oft wiederholte Rede von einer „adressatenspezifischen Germanistik“ ist mir unverständlich.⁶ Sogar die Didaktik, z.B. in der speziellen Ausprägung als Fremdsprachendidaktik, hat keine Adressaten, sondern erforscht u.a. den Adressatenbezug von Unterricht.

Wie leer das Schlagwort von der „Adressatenorientiertheit“ im übrigen ist, zeigt folgendes Beispiel. Wierlacher sieht es als offensichtlich unvereinbar mit einer „sozialen, i.e. adressatenorientierten Wissenschaft kulturkontrastiven Zuschnitts“, daß auf einer Leseliste für amerikanische PhD-Kandidaten der Germanistik Muspilli, Ezzolied und einige Texte von Johann Christian Günther, aber z.B. nur je ein Roman von Böll und ein Stück von Dürrenmatt enthalten sind. Was soll an diesem Stoffkatalog „fatal“ sein?⁷ Wieso ist Böll adressatenorientierter als Ezzo oder Günther? Warum sollte ein amerikanischer Germanist, der den PhD-Grad anstrebt, den Wunsch haben, von Böll mehr als einen Roman zu lesen, nicht aber Heliand, Muspilli und Faustbuch? Da solche Fragen überhaupt nicht gestellt werden, kann Wierlacher offenbar auf das Einverständnis jener immer häufiger anzutreffenden Spezies von Halbgebildeten rechnen, die schon bei der bloßen Erwähnung von so exotischen

⁶ „Es liegt auf der Hand, daß die Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis, das Erkenntnisinteresse und die didaktischen Zielsetzungen der Germanistik nicht weltweit die gleichen sein können, wenn diese Wissenschaft die kulturellen Bedingungen ihres Landes reflektiert und die berechtigten Forderungen nach einer adressatenbezogenen Forschung und Lehre berücksichtigt.“ (Bernd Thum in Thum (Hg.) (1985), S. XXIII. – Welche „Adressaten“ hat die Forschung? Welche „Erkenntnisinteressen“ hat die Germanistik? Wieso hat die Germanistik „didaktische Zielsetzungen“?)

⁷ Wierlacher 1980b, S. 154.

Namen und Begriffen wie „Muspilli“ oder „Lautverschiebung“ in schenkelklopfende Heiterkeit ausbrechen. Der Katalog (bei dessen Abfassung die amerikanischen Kollegen sich ja möglicherweise etwas gedacht haben) zeigt weniger „historische Kopflastigkeit“ und „Disproportionen“⁸ als eine bemerkenswerte Freiheit von banausenhafter Überschätzung der Gegenwart.

Das Fremdheitsverhältnis soll noch in einem zweiten Sinne konstitutiv für eine „Fremdsprachenphilologie“ Deutsch sein. Unter Verwendung von hermeneutischen und rezeptionsästhetischen⁹ Gedanken wurde postuliert, der „fremde Blick“ auf die deutsche Literatur könne zu Deutungsmöglichkeiten führen, die dem „Binnengermanisten“ nicht ohne weiteres zugänglich seien. Dazu wäre nun manches zu sagen, was ich hier nur andeuten kann. Natürlich fällt einem chinesischen Leser zu Kafka etwas anderes ein als einem deutschen; auch ist glaubhaft versichert worden, daß „Kabale und Liebe“ in manchen afrikanischen Ländern als hochaktuelles Stück verstanden wird, während es bei uns doch eher etwas verstaubt wirkt. Solche „Lese-Unterschiede“, wie Dietrich Krusche treffend sagt, sind eine unbestreitbare Tatsache, die unbedingt untersucht werden muß, wenn man im Ausland Literaturunterricht erteilen will. Aber das hat nichts mit der behaupteten wissenschaftlichen Dignität der Fremdperspektive zu tun. Literaturunterricht ist, wie gesagt, nur eine der Anwendungen philologischer Wissenschaft. Die Philologie selbst muß ihren Gegenstand von vornherein in einer systematischen Weise als „fremd“ verstehen, um ihn dann in seinen historischen Zusammenhängen zu erklären. Die Herkunft des Philologen aus diesem oder einem anderen Sprach- und Kulturkreis spielt so wenig eine Rolle wie sein Geschlecht, seine Religion oder, nun ja, seine Rasse.¹⁰

Im Grunde bestreitet die hermeneutisch-rezeptionstheoretisch begründete „Fremdsprachenphilologie“ dem Auslandsgermanisten die Befähigung zu historisch-philologischer Textinterpretation und legt ihn auf einen

⁸ Ebd.

⁹ bzw. rezeptionstheoretischen; auf diese feinen Unterschiede gehe ich hier ebensowenig ein wie auf Differenzen zwischen Rezeptionstheorie und Hermeneutik. Es spielt für die große Linie der Auseinandersetzung keine Rolle.

¹⁰ Edith Ihekweazu zieht aus der eingestandenem Unmöglichkeit, in der Dritten Welt eine ernstzunehmende germanistische Forschung zu treiben, die Konsequenz, Germanistik solle dort etwa einen vergleichbaren Status haben wie Afrikanistik in Deutschland: „(Der deutsche Afrikanologe) betreibt in der ‚Zielkultur‘ Feldforschung nach seinen eigenen Forschungsinteressen, ohne sich von ihr seine Methoden oder Erkenntnisziele definieren zu lassen.“ (Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 10, 1984, S. 103) Dieser Vergleich hinkt jedoch in einer entscheidenden Hinsicht: Der deutsche Afrikanist betreibt internationale Afrikanistik, eine genuin afrikanische hat es nie gegeben.

Zugang fest, der mit dem hermeneutischen Begriff der „dogmatischen Interpretation“ zu kennzeichnen wäre. Diese fragt nicht (oder nicht in erster Linie) danach, was ein Text in seinem historischen Kontext bedeutet, sondern danach, was er dem Leser hier und heute zu sagen habe, welche Botschaft er übermittelt – wobei natürlich, gut theologisch, die Botschaft mit dem Adressaten wechselt.¹¹ Es handelt sich also gewissermaßen um eine theologische Fragestellung: Dem einen Text stehen die vielen Deutungen gegenüber, weil die ewige Botschaft sich je nach Empfänger immer wieder anders darstellt.¹² Säkularisiert bedeutet das, daß jeder Leser den literarischen Text als Projektionsfläche seiner Phantasien und Bedürfnisse benutzt. Das ist unvermeidlich, aber der Philologe darf nun nicht seinerseits ebenso verfahren wie der naive Leser. Es gibt auch, wie ich im Gegensatz zu den interkulturellen Hermeneutikern behaupten möchte, keinen Grund, warum der ausländische Germanist aus seiner Erfahrung als Leser, der er ja auch immer ist, etwas hinüberretten sollte in seine philologische Arbeit. Übrigens sind die angekündigten neuartigen Einsichten, die sich aus der Fremdperspektive ergeben müßten, bisher ausgeblieben. Mir ist jedenfalls nicht bekannt geworden, daß ein ausländischer Germanist irgendeine bedeutungsvolle Erkenntnis vorgetragen hätte, die er als deutscher Germanist nicht ebenso hätte gewinnen können. Paradoxerweise sehen wir stattdessen die deutschen Vertreter von „Deutsch als Fremdsprachenphilologie“ mit Eifer „fremdsperspektivische“ Literaturaufsätze schreiben. Überhaupt fiel von Anfang an der Widersinn auf, daß gerade der deutsche Germanist den Afrikanern die authentisch afrikanische Perspektive auf die deutsche Literatur vermitteln zu müssen glaubte und das ganze Fach „Deutsch als Fremdsprachenphilologie“ gewissermaßen als antizipierte „Auslandsgermanistik“¹³ von deutschen Germanisten entwickelt wurde. Es erfordert gewiß eine besondere Akrobatik, als Deutscher die deutsche Kultur aus der „Außenperspektive“ zu betrachten.

-
- ¹¹ Gadamers bekannter Versuch (in „Wahrheit und Methode“), beide Interpretationsweisen einander anzunähern, überzeugt mich nicht. An dieser Stelle ist eine genauere Auseinandersetzung jedoch weder möglich noch nötig.
- ¹² Die Deutung des Textes ist insofern unabschließbar (Gadamer). Das stellt sich für den Interkulturellen Germanisten ebenso dar: Immer wieder neue Leser produzieren immer wieder neue Deutungen. Freilich ist – wenn wir das Kryptotheologische dieser Tätigkeit weiterdenken – der Anteil der Verständnislenkung durch den „Missionar“ bedenklich groß.
- ¹³ Eine „Auslandsgermanistik“ gibt es zwar, aber nur im pragmatischen Sinne, also ganz ebenso wie die „Fremdsprachenphilologien“. Im System der Wissenschaften hat sie sowenig Platz wie weibliche Linguistik oder „deutsche Physik“.

Wurde zur Begründung einer „Fremdsprachenphilologie“ zunächst hauptsächlich das Argument angeführt, daß die sprachliche Fremdheit der Texte eine eigene Herangehensweise und damit eine besondere Germanistik für alle ausländischen Germanistik-Aspiranten notwendig mache, so trat dieser offensichtlich kaum haltbare Gesichtspunkt allmählich in den Hintergrund. Fachvertreter, die als Literaturwissenschaftler dem Sprachunterricht ohnehin fern standen und dennoch „Deutsch als Fremdsprache“ betreiben wollten, wandten sich der Komponente der „Fremdheit“ zu, drehten diesen Begriff hin und her, setzten ihn in jeden zweiten Titel, schrieben über „das Eigene und das Fremde“, „das Fremde und das Eigene“, „das Fremde im Eigenen“, „das Eigene im Fremden“, „das Fremde im Fremden“ usw. (nichts davon ist erfunden!), – bis dieser Begriff buchstäblich zu Tode geritten war.¹⁴ Man entdeckte in dieser Phase, daß gerade im deutschen Sprachraum schon früher sehr viel über das Fremde und das Eigene geschrieben worden war. Das bot einerseits willkommenen Anschluß an deutsche hermeneutische Traditionen, andererseits und weniger willkommen auch an die „Kulturkunde“-Bewegung, – eine nicht ganz geheure Verwandtschaft, die wohl gelegentlich am Rande bemerkt, im übrigen aber geflissentlich übergangen wurde.

Das Thema „Fremde“, in wenigen Jahren zur unfreiwilligen Selbstparodie geworden, ließ sich noch eine Weile halten, indem man es durch Fremdwörter seinerseits verfremdete: Alterität, Kategorientransfer, Xenologie ...

Dies alles klingt zwar phantastisch, wirkt auf die Dauer jedoch provinziell und eigenbrötlerisch. Der befreiende Durchbruch kam erst mit der Erfindung der „Interkulturellen Germanistik“. Damit war, jedenfalls

¹⁴ Für den inflationären Gebrauch der Schlagworte war es besonders bezeichnend, als ein neues (übrigens recht gutes) DaF-Lehrwerk mit der Ankündigung beworben wurde, hier werde die deutsche Sprache und Kultur konsequent „aus der Fremdperspektive“ dargestellt – als ob es eine solche Perspektive schlechthin überhaupt geben könne. Damit tönt uns nur in grotesker Verstärkung entgegen, was die fremdheitsbegeisterte Fachwissenschaft in den Jahren zuvor an Schlagworten hervorgebracht hat. Hat sie doch z.B., während die kontrastive Sprachwissenschaft sich noch in mühsamer Einzelanalyse bemüht, Unterschiede zwischen einzelnen Sprachen festzustellen und womöglich typologisch zu verallgemeinern, in genialer Intuition ein „Fremdheitsprofil“ des Deutschen schlechthin erschaut. Die Werbestrategen der Großverlage brauchen also nicht einmal ein schlechtes Gewissen zu haben. – Wie wichtig der regelmäßige Austausch der Schlagwörter ist, zeigte auch der 2. Internationale Kongreß der GIG im September 1991 in Straßburg: Nach dem Zeugnis der Vortragstitel war die Fremde völlig out, interkulturell war in. Letzter Höhepunkt der „Fremdheit“ war der Tokioter Germanistenkongreß, bei dem alle erdenklichen Gegenstände unter den Titel der „Begegnung mit dem Fremden“ gestellt wurden. Aber Kongreß-Rahmenthemen darf man bekanntlich nicht allzu ernst nehmen.

scheinbar, der Anschluß an internationale Standards hergestellt, denn interkulturelle Kommunikation, interkulturelle Pädagogik usw. sind ja längst anerkannte Themen der Wissenschaft.

Gerade deshalb gerät dieser Vorstoß bald in die Gefahr, sich auf ein Gebiet zu begeben, das keineswegs unbeackert, sondern im Gegenteil bereits wohlbestellt ist. Was z.B. die Literaturwissenschaft betrifft, die ureigene Beschäftigung unserer deutschen „Interkulturellen Germanisten“, so gibt es ja bereits eine Komparatistik. Tatsächlich füllen sich die Reihen und Sammelbände der „Interkulturellen Germanistik“ nun mit komparatistischen Versuchen, gegen die gewiß nichts einzuwenden ist, deren Relevanz für „Deutsch als Fremdsprache“ aber auch nicht ohne weiteres einleuchtet.

Außerdem gibt es die Ethnologie und Kulturanthropologie. Auch auf diesem Gebiet versuchen sich einige „Interkulturelle Germanisten“, aber hier wird es schon kritischer, denn die Gefahr des Dilettantismus liegt viel näher als in literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen, wo ja jeder Literaturwissenschaftler immer auch etwas vom Komparatisten hatte und hat. Was ausgerechnet den deutschen Literaturwissenschaftler dazu befähigt, „intercultural studies“ zu treiben, ist nicht recht klar. Darüber kann auch die Flucht ins „Inter-“ und „Multidisziplinäre“ nicht hinwegtäuschen.

Das Problem einer sich immer mehr ausweitenden Disziplin dieser Art liegt in der Totalität ihres Gegenstandes. „Kultur“ ist eben beinahe alles; und was nicht Kultur ist, also etwa die Natur, erscheint den Menschen doch in dieser oder jener kulturspezifischen Perspektive und ist insofern auch Kultur. Außerdem bedarf es zur Begründung einer Wissenschaft einer bestimmten Aspektwahl; das bloße Vergleichen genügt nicht, denn vergleichen läßt sich alles mit allem und unter unendlichen vielen Gesichtspunkten. Es ist kein Zufall, daß diese Richtung typischerweise sogenannte „Buchbindersynthesen“ hervorbringt, die auf ebenso disparate „interdisziplinäre“ Tagungen zurückzugehen pflegen.

Dietrich Krusche¹⁵ will den Gegenstand der „Interkulturellen Germanistik“ auf die interkulturell unterschiedlich ausgeprägten Kulturbereiche beschränken. Aber wenn man annimmt, daß eine Kultur ein systematischer Zusammenhang ist, kann man dessen Untersuchung nicht auf das beschränken, was dem einen oder anderen Beobachter fremd erscheint.

¹⁵ Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 15 (1989).

Kurzum: Die Ausweitung des Fachinteresses auf „Kultur“ bringt genau jene Aporie der Totalität mit sich, auf die z.B. Robert Picht im Zusammenhang mit der Landeskunde-Diskussion frühzeitig hingewiesen hat.

Die interkulturelle Pädagogik, die ich vorhin als mögliche Anschlußstelle erwähnt habe, wird übrigens von der „Interkulturellen Germanistik“, soviel ich sehe, nicht bearbeitet. Dabei gehörten die Probleme der interkulturellen Erziehung vor allem im Zusammenhang mit der Integration von Gastarbeiterkindern im programmatischen Gründungsstadium durchaus zu den relevanzschaffenden Hinweisen der „Germanistik als Fremdsprachenphilologie“¹⁶ Allerdings war das wohl schon damals nicht ernst zu nehmen, denn außerhalb der werbewirksamen Programmschriften wird es nirgendwo ausgeführt.

In Wirklichkeit geht es viel bescheidener zu. Wir sehen nämlich die „Interkulturellen Germanisten“ in der Hauptsache mit eben denselben Themen beschäftigt wie schon immer, also dem Abklopfen literarischer Texte auf ihre Eignung für den Literaturunterricht mit Ausländern, und da wieder besonders unter der Fragestellung, welche Rolle das Motiv der Fremdheit in solchen Texten spielt. Hat man Fremdheit erst einmal als „Alterität“ expliziert, so wird man praktisch überall fündig; denn es gibt keinen Text, der nur von einem handelt und nicht auch von einem anderen. Es gibt auch keinen Schriftsteller, der nicht in irgendeiner Hinsicht vom Ausland beeinflußt wäre. So wird denn einer nach dem anderen abgehandelt: Benn und Büchner, Campe und Canetti, Goethe und Grass, Handke und Hölderlin, Kleist und Koeppen, Mann und Muschg, Nietzsche und Nadolny, Rilke und Ransmayr, Peter Weiss und Wolf-ram von Eschenbach. Besonders geeignet sind natürlich Reiseberichte, Emigrantenliteratur und Übersetzungen. Freilich ist auch hier wieder zu bemerken, daß es dafür keines neuen Faches bedarf, denn thematisch vergleichende, stoff- und motivgeschichtliche Literaturforschung gab es schon immer.

Daß Sprachunterricht mehr sei als Grammatik und Vokabellernen, ist im übrigen auch keine neue Entdeckung. Gerade die Kulturgebundenheit des Wortschatzes gehört zum eisernen Bestand der Fremdsprachendidaktik. Wortbedeutungen werden durch Realienkunde und selbstverständlich auch durch Literaturkenntnis erhellt. Gerade hierzu leistet übrigens die „Interkulturelle Germanistik“ bisher fast gar nichts, da sie sich eben für den Sprachunterricht nicht wirklich interessiert, ganz im Gegensatz zu ihren sogenannten „Adressaten“, die hauptsächlich die deutsche Sprache erlernen wollen.

¹⁶ Wierlacher 1980a, S. 13.

Die „Interkulturelle Germanistik“ ist, auch schon bevor sie sich so nannte, mit dem nicht geringen Anspruch aufgetreten, einen sogenannten „Paradigmawechsel“ einzuleiten. Nun ist das allein schon ein Grund zum Mißtrauen, denn die Wissenschaftsgeschichte erkennt einen Paradigmawechsel immer erst *post festum*; zur Ankündigung eines eigenen Vorhabens eignet sich der Begriff naturgemäß nicht. Man wird also über solche Erklärungen bestenfalls mit einem nachsichtigen Lächeln hinweggehen, weil Klappern nun mal zum Handwerk gehört und ähnliche Großsprecherei auch in anderen Branchen der weicheren Wissenschaften eine Zeitlang Mode war.¹⁷ Immerhin durften wir nach der Ankündigung eines Paradigmawechsels, der ja nicht nur das kleine Fach Deutsch als Fremdsprache, sondern die ganze Germanistik auf eine neue Grundlage stellen sollte, auf die wissenschaftlichen Großtaten gespannt sein, die da folgen sollten. Wir warten immer noch.

Auch gutwillige Beobachter und sogar Mitglieder der exklusiven „Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik“ stellen inzwischen fest, daß in dieser Richtung bisher überwiegend programmatische Papiere produziert worden sind, denen verhältnismäßig wenige und auch eher unscheinbare Forschungsergebnisse gegenüberstehen.

Besonders auffällig ist die Vorliebe für die Mehrfachverwertung. Das weit verbreitete „Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache“ scheint von seinen Herausgebern selbst nicht ernst genommen zu werden, denn Arbeiten, die dort erscheinen, werden kurz darauf in Sammelbänden nochmals veröffentlicht. Liegen erst drei Sammelbände vor, läßt sich ein Querschnitt daraus als vierter herausbringen. Kurz, ein gewisses Mißverhältnis zwischen Anspruch und Substanz ist nicht zu übersehen, und das hängt, wie ich meine, durchaus mit den brüchigen Grundlagen der Gesamtkonzeption zusammen.

Weit entfernt davon, einen Paradigmawechsel der Germanistik eingeläutet zu haben, finden wir die „Interkulturelle Germanistik“ heute

¹⁷ „Angesichts der fast inflationären Verwendung des Begriffs 'Paradigmawechsel' (...) sollte man folgendes festhalten: Nach Kuhn ist ein Paradigmawechsel in einer Wissenschaft so tiefgreifend, daß zwischen den Anhängern des alten und des neuen Paradigmas eine rationale Diskussion über Vorzüge und Nachteile beider Paradigmen nicht möglich ist. (...) Angesichts der hier erkennbaren sehr starken Forderungen an einen Paradigmawechsel (...) sollte man jedenfalls nicht jede Verschiebung der Interessenrichtung, jede Aspektverlagerung und jede methodische Neuerung in den Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften als Paradigmawechsel bezeichnen. (...) Die neuesten Modetorheiten jeweils zu Paradigmawechseln emporzustilisieren, ist jedenfalls bloß eine weitere Modetorheit.“ (Günter Patzig in: *Theorie der Geschichte*. Bd.3. Hg. von J. Kocka und Th. Nipperdey. München 1979, S. 142).

de facto in einem Nebenzimmer des Elfenbeinturms der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft. Wenn mich nicht alles täuscht, sehen neuere Ausbruchsversuche schon wieder ganz anders aus: Man empfiehlt sich der Wirtschaft als bedeutender Zulieferer von „interkultureller Kompetenz“, die im Außenhandel nützlich sein könne. Dieser Aspekt wird allerdings im innerakademischen Diskurs verständlicherweise weniger stark hervor-gekehrt als beim Einwerben von Drittmitteln und Sponsoring.¹⁸

Wenn man sich die bisherige Entwicklung der „Interkulturellen Germanistik“ vor Augen hält, könnte man sich fragen, warum diese Disziplin sich überhaupt noch als Erbin von „Deutsch als Fremdsprache“ oder gar als dessen eigentliche Verwirklichung versteht; warum sie den Ausdruck *Deutsch als Fremdsprache* in ihrer Selbstbezeichnung und Programmatik nicht aufgibt, kurz gesagt: warum sie diese Nabelschnur nicht entschlossen durchschneidet. Ich glaube, daß die Antwort ziemlich einfach ist. Die „Interkulturelle Germanistik“ verdankt ihre staatliche Förderung dem Anspruch, das anerkannte und notwendige Fach „Deutsch als Fremdsprache“ zu verkörpern, als dessen veredelte Form gewissermaßen; und sie versuchte schon als „Fremdsprachenphilologie Deutsch“ ganz unge-neriert, konkurrierende Konzeptionen des Faches von den Futtertrögen des Auswärtigen Amtes (DAAD und Goethe-Institut) zu verdrängen:

„Es wäre also von der auswärtigen Kulturpolitik nur die Germanistik, insonderheit in Entwicklungsgesellschaften, zu fördern, für die im Curriculum der Leitsatz 'interkultureller Rückbezüglichkeit' auftaucht.“¹⁹

Dieser Anspruch, die allein förderungswürdige Variante von Deutsch als Fremdsprache im Ausland zu vertreten, wirkt besonders abwegig, wenn

¹⁸ Die Porzellanfirma Rosenthal förderte eine Tagung der „Interkulturellen Germanisten“ zum „Kulturthema Essen“ in ihrem Kasino. Bei diesem „sozialen Totalphänomen“ mochte auch die DFG nicht abseits stehen. Vgl. den Bericht von Trude Ehlert im Jahrbuch *Deutsch als Fremdsprache* 15 (1989), S. 464-468. Diesem Bericht zufolge, der stellenweise realsatirische Qualität hat, gelang es dort, einen Bogen zu spannen von Goethes „Tasso“ bis zur „Produktphilosophie“ des Hauses Rosenthal (mit Diavortrag über „anspruchsvolle Tafelgeschirre“). Die Ähnlichkeit der Veranstaltung mit einer Kaffeefahrt ist unverkennbar. Unerwähnt bleibt leider, ob mit den ff Tafelgeschirren auch Geschäfte getätigt wurden. Die Referate dieser Tagung erscheinen als erster Band einer neuen Reihe „Kulturthema Essen“ mit dem nicht ganz unerwarteten Untertitel „Ansichten einer neuen Wissenschaft“. Laut Verlagsankündigung soll diese neue Eßwissenschaft (wie wäre es mit Phagologie?), die „Kunsthistoriker“ ebenso anspricht wie „Lebensmittelchemiker“, auch der „Fehlernährung“ in der modernen Wohlstandsgesellschaft steuern. Wie man sieht, fehlt die werbende Relevanzbehauptung (auch „Deutsch als Fremdsprache“ war mit von der Partie!) ebensowenig wie der altbekannte Paradigmenwechsel.

¹⁹ Großklaus/Wierlacher 1980, S. 104.

man bedenkt, daß die Zielsetzung der interkulturellen Germanistik allenfalls von einer winzigen Minderheit ausländischer Germanisten und Deutschlerner geteilt wird. Bei den Deutschlernenden ist schon das Interesse an deutscher Literatur marginal, ganz zu schweigen von der hermeneutischen Variante der Literaturwissenschaft.

Taktisch ist dieses Vorgehen dagegen sehr geschickt, denn die auswärtige Kulturpolitik hätte naturgemäß kein besonderes Interesse daran, irgendeine Variante deutscher Literaturwissenschaft zu fördern, während eine viel versprechende Version des Faches „Deutsch als Fremdsprache“, die auch noch unablässig ihre Praxisrelevanz im Munde führt, durchaus auf besonderes Wohlwollen rechnen kann. So wird denn auch eine Universität, die sich auf „Interkulturelle Germanistik“ einläßt, nicht daneben noch einen Studiengang „Deutsch als Fremdsprache“ einrichten, auch wenn erst dieser seinen Namen wirklich verdiente.

Um die kulturpolitische Dimension der „Interkulturellen Germanistik“ zu charakterisieren, muß ich etwas weiter ausholen.

In der neueren Fremdsprachendidaktik fällt immer wieder auf, wie wenig gerade die schlichte Tatsache, daß viele Menschen – aus welchen Gründen auch immer – eine fremde Sprache lernen wollen, anerkannt wird. Fremdsprachenunterricht scheint, vor allem in Deutschland, eines ideologischen Überbaus zu bedürfen. Spricht der Lerner selbst schlicht vom Erlernen einer Fremdsprache, so wird daraus im Munde des professionellen Didaktikers die „Befähigung zur internationalen (transnationalen, interkulturellen) Kommunikation“, und diese darf beileibe kein Selbstzweck sein, sondern dient der „internationalen Solidarität“:

„Das Globalziel der transnationalen Kommunikation hat eine kognitive und eine affektive Komponente: Der Lernende soll einerseits Kenntnisse der fremden Gesellschaft und ihrer Sprache erwerben. Andererseits impliziert transnationale Kommunikation auch Völkerverständigung: sie ist mit dem Ziel der Sicherung des Friedens und der Vermeidung von Kriegen verbunden.“²⁰

Nicht nachgewiesen ist, daß eine solche Beziehung zwischen Mittel und Zweck überhaupt besteht. Auch werden Unterrichtsziele angegeben, von

²⁰ Meinert Meyer in Bausch u.a.(Hg.), S. 436. Vgl. auch: „Fremdsprachenunterricht hat eine eminent politische Bedeutung, und zwar in doppelter Funktion: einmal für die Erhaltung kultureller Vielfalt in Europa und der Welt, zum anderen für den Völkerfrieden. (...) Eine europäische Sprachenpolitik gibt es seit dem 2. Weltkrieg, als sich die eigentlich alte Erkenntnis durchsetzte, daß eine sprachlich-kulturelle Isolierung immer die Gefahr des militärischen Konflikts birgt.“ (Ahrens 1989, S. 165) Es scheint die Vorstellung zu herrschen, daß Behauptungen so hochmoralischer Art keiner weiteren Begründung bedürfen.

denen niemand sagen kann, wie ihre Erreichung nachzuweisen wäre. Sind die Schüler nach Abschluß eines Fremdsprachenkurses friedlicher als vorher?

Die Autoren halten es einfach für „plausibel, von einer intensiven Vermittlung von Landeskunde tendenziell eine positive affektive Wirkung zu erwarten. Völkerverständigung wird am besten durch gegenseitige Kenntnis gefördert; Feindseligkeit hingegen wird oft von Unkenntnis und Unverständnis begleitet.“ (ebd.)

Ich möchte das rundweg bestreiten. Die schärfsten kollektiven Konflikte können ohne weiteres mit der relativ besten Kenntnis einhergehen. Man denke an den Antisemitismus, an die Konflikte zwischen Moslems, Sikhs und Hindus in Indien, an die auseinanderbrechenden Restbestände der Sowjetunion oder Jugoslawiens. Wer überhaupt nichts voneinander weiß, hat wenig Grund, sich zu bekriegen. Nationale Wertschätzung geht, wie alle Klischees, im Einzelfall auf unterschiedliche Ursachen zurück. Bloße Kenntnis gehört kaum dazu, und in negativer Hinsicht gilt dasselbe. Es sei auch daran erinnert, daß eine Denkschrift des preußischen Kultusministeriums von 1917 verkündete, die „Feindessprache“ Französisch solle weiterhin an deutschen Schulen unterrichtet werden, weil nur mit ihrer Kenntnis eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem Gegner möglich sei.

Kriege sind keine Kommunikationsprobleme und beruhen nicht auf Mißverständnissen (wie manche Kommunikationsexperten vom Schlage Watzlawicks uns einreden wollen). Kriege werden auch nicht geführt, weil die Völker sie wollen, und sie werden nicht unterlassen, weil die Völker sie nicht wollen.

Eine pikante Einzelheit aus dem Bereich „Völkerverständigung“ verdient noch nachgetragen zu werden. Im Oktober 1988 fand in München eine Konferenz von Vertretern der Deutschlehrerverbände der deutschsprachigen Staaten statt. Es wurde u.a. festgehalten, daß es zwar jedem deutschsprachigen Land erlaubt sei, im Deutschunterricht über eines der anderen zu berichten, jedoch nur „im Hinblick auf die Ziele des Deutschunterrichts (Abbau von Vorurteilen und Klischees, Völkerverständigung)“. Im Bericht folgt der denkwürdige Satz: „Kritische Systemvergleiche sind nicht Aufgabe des Deutschunterrichts.“²¹ Damit war es der DDR kurz vor ihrem Ende gelungen, jeder Kritik ihres Systems einen Riegel vorzuschieben. Die Anerkennung der DDR als eines ganz normalen Staates war auch auf diesem Gebiet endlich durchgesetzt. Daß sich

²¹ Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 15, 1989, S. 463.

die Westdeutschen so leicht über den Tisch ziehen ließen, erklärt sich natürlich auch durch den typischen Anti-Antikommunismus, der unter unseren Intellektuellen lange zum guten Ton gehörte. Der jahrzehntelang erfolgreich geübte Trick der SED war es ja gerade, den Frieden als gefährdet und den „Friedenskampf“ als vorrangiges Ziel aller Politik und Kultur darzustellen. Sogar die Literatur müsse heute, so Christa Wolf, „Friedensforschung“ sein. Dadurch sollte die Aufmerksamkeit von der Vorenthaltung der Menschen- und Bürgerrechte durch das kommunistische Regime abgelenkt werden.²²

Der Deutsche Germanistentag 1991 in Augsburg verabschiedete eine Resolution, in der die Germanistik sonderbarerweise als eine Wissenschaft bezeichnet wird, die „beitragen soll zur Überwindung nationaler Vorurteile“. Ich hatte immer geglaubt, sie sei die Erforschung der deutschen Sprache und Literatur; und warum sollte ich, was ich als Mensch und Staatsbürger für meine selbstverständliche Pflicht halte, auch als Germanist noch einmal ganz besonders tun müssen? Anschließend forderten die Germanisten alle Welt dazu auf, zum Abbau der Ausländerfeindlichkeit beizutragen. Das ist so wohlfeil und auch im Wortlaut so klischeehaft, daß man sich fragt, wie dergleichen überhaupt ohne Gegenstimmen angenommen werden konnte. Die Angst, wegen Ablehnung solcher Tiraden vielleicht als Ausländerfeind abgestempelt zu werden, scheint Verstand und Geschmack der Anwesenden suspendiert zu haben. In unserem Land braucht man nur die Peitsche der Moral zu schwingen, schon springen sonst ganz seriöse Menschen durch jeden hingehaltenen Reifen, zumal wenn dahinter ein Gratis-Heiligenschein winkt.²³ Drei haben sich der Stimme enthalten, immerhin.

Da der ganze Sprachunterricht heute „Friedenserziehung“ ist²⁴ und auch die Germanistik „Friedensforschung“²⁵, geriet die „Interkulturelle Germanistik“ in Gefahr, ihre Vorreiterrolle bei der Produktion von

²² Vgl. auch Erhard Hexelschneider in Wierlacher (Hg.) (1985). – Auch die SPD hat sich ja in ihren Gesprächen mit der SED das Thema „Frieden“ aufzwingen und das Thema „Menschen- und Bürgerrechte“ ausreden lassen.

²³ „Analog zum Antifaschismus hat sich ... so etwas wie ein Anti-Ausländerfeindlichkeits-Bonus, ein Pro-Ausländer-Gütesiegel herausgebildet; den Protagonisten leuchtet der Heiligenschein um ihr Haupt.“ (Knight/Kowalsky 1991, S. 24).

²⁴ Vgl. etwa: Grenzenloses Sprachenlernen. Festschrift für R. Freudenstein. Hg. von Renate Grebing. Bielefeld 1991, Kap. 5.

²⁵ Vgl. Bd. 2 der Vorträge des Germanistentags Berlin 1987. Hg. von Norbert Oellers. Tübingen 1988, Sektion 1.

Heilserwartungen zu verlieren. In dieser Bedrängnis gelang Wierlacher das Kunststück, die „Interkulturelle Germanistik“ als „Freiheitswissenschaft“ darzustellen! Damit ist natürlich ein entscheidender Vorsprung gegenüber jenen gewonnen, die sich noch bei dem etwas abgegriffenen Topos der Friedenserziehung und Völkerverständigung aufhalten. In der Begründung liest man u.a. Kernsätze wie „Kategorialer Hintergrund aller Freiheitsproblematik ist die Dialektik Luthers in Freiheit eines Christenmenschen.“ (Wierlacher 1989, S. 406) Wie man von da aus zum Fach „Interkulturelle Germanistik“ kommt, muß der Leser selbst nachlesen.

Kurzum, wenn man die modische begriffliche Einkleidung abstreift, läuft die ideologische Begründung des Fremdsprachenunterrichts darauf hinaus, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Die Absicht ist sicherlich sympathisch, aber wenn es keinen Weg gibt, ihre Erfüllbarkeit nachzuweisen, auch ziemlich leer und allzu billig.

Wozu dient überhaupt der ideologische Überbau? Warum wird immer davon gesprochen, es genüge nicht, „nur“ die fremde Sprache zu lernen? Als ob das ein geringes, im Handumdrehen erreichbares Ziel wäre!

Zum Glück wird die Ideologie an der Wirklichkeit des Sprachunterrichts zuschanden. Es ist einfach lächerlich, angesichts der täglichen Mühsal des Sprachenlernens von „interkultureller Kommunikation“, „universeller Solidarität“ und dergleichen zu reden. Auch die „Lese-Unterschiede“ beruhen ja, wie man schon mehrfach festgestellt hat, in Wirklichkeit großenteils auf mangelhafter Sprach- und Sachkenntnis.

Eine handfestere Begründung des Fremdsprachenunterrichts verbirgt sich hinter dem „Madriider Manifest“.²⁶ Es erweist sich als Teil des ideologischen Überbaus der „Festung Europa“, um deren „Leistungskraft“ und „Selbstbehauptung“ die Verfasser sich sorgen.²⁷

²⁶ Vgl. H.J. Krumm in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 15, 1989, S. 452-461.

²⁷ Zur ideologischen Begründung von Fremdsprachenunterricht habe ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert, vgl. Ickler 1992. Die Schlagworte unserer Bildungs- und Kulturpolitik müssen heute dringend daraufhin untersucht werden, wie weit sie Legitimationsbegriffe der Festung Europa sind. „Europäische Identität“ gehört gewiß dazu. Auch der „europäische Bildungsbegriff“ (Ulrich Merkel im *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 17, 1991) scheint mir einschlägig zu sein; scheinbar eine Öffnung andeutend, läuft er in Wirklichkeit auf eine Verengung des universalen Bildungsbegriffs in der Tradition Humboldts hinaus. Es werden eben, bewußt oder unbewußt, Bastionen gegen den Islam und weiterhin gegen die Dritte Welt aufgebaut. – Zur völkerversöhnenden „Perspektivenübernahme“ würde es m.E. gehören, das Bild Europas einmal aus der Außenperspektive zu betrachten. Das christliche Abendland, das sich (aller Christlichkeit ungeachtet) seiner (von ande-

Nach diesem Exkurs wende ich mich den kulturpolitischen Akzenten der „Interkulturellen Germanistik“ zu.

Die „Interkulturelle Germanistik“ hat sich von Anfang an besonders mit dem Thema der deutschen Kulturarbeit in sog. Entwicklungsländern beschäftigt. Das hat teils biographische Ursachen, teils mag es auch daran liegen, daß in den westlichen Industriestaaten bereits seit langem Germanistiken etabliert sind, die sich nicht so leicht davon abbringen lassen werden, Germanistik nach internationalen Maßstäben zu treiben. Unseren englischen, französischen oder italienischen Kollegen eine „Xenogermanistik“ andienen zu wollen, wäre eine Flegelei, zu der sich bisher m.W. noch niemand hat hinreißen lassen.²⁸

Es ist nun bezeichnend, daß die ökonomische Kategorie „Entwicklungsland“ ohne weiteres ins Kulturelle übertragen wird. „Deutsch als Fremdsprache“ habe, so lesen wir 1980 in einer zentralen Programmschrift²⁹, „pädagogische‘ Entwicklungshilfe“ zu leisten. Ist dieser Ton einmal angeschlagen, so nehmen die Dinge ihren Lauf, wie es im Buche steht, z.B. bei Ivan Illich. Man unterstellt den unglücklichen Bewohnern der Dritten Welt einen Mangel und bietet sich an, ihm abzuhelpen. Welcher Mangel könnte das sein? Ich zitiere weiter:

„Germanistik ist insbesondere in Entwicklungsländern als adressatenorientierte Wissenschaft zu begründen und zu entfalten, die der Selbstfindung des Lernenden dienen kann.“

Diese „Selbstfindung“ oder „Selbstverständigung“ wird näher bestimmt als Erkennen der „eigenen symbolischen Bedürfnisse“, und darunter sind „Bedürfnisse nach Sinnverständigung“ zu verstehen. Die Ausländer erscheinen hier als Sinnsucher, die nicht so recht wissen, wo es lang geht; der deutsche Germanist zeigt es ihnen, indem er ihnen anhand deutscher Literatur einen Spiegel vorhält, worin sie sich ihrer Eigenart bewußt und „kulturmündig“ werden.

„(Die) Selbstverständigung ist in einer pluralistischen Weltkultur mit ihren Überangeboten an medialen Beeinflussungen, die besonders in den sogenannten Entwicklungsländern die eigenen Orientierungsbemühun-

ren angeblich versäumten) „Aufklärung“ rühmt, den Menschenrechten zum Durchbruch verhalf, sich als Gegenbild zur „asiatischen Despotie“ versteht usw., erscheint dann doch in einem etwas anderen Licht.

²⁸ Zur Begründung einer gegenteiligen Ansicht wird immer wieder ein und derselbe Beitrag von P. Bertaux im ersten Band des „Jahrbuchs Deutsch als Fremdsprache“ angeführt, allerdings meist in irreführend verkürzter Form.

²⁹ Großklaus/Wierlacher 1980, S. 91.

gen erschwert, nicht nur wichtig, sondern überlebensnotwendig geworden. Während die Wissenschaft Resultate des Nachdenkens mitteilt, die Klischeeliteratur zu beruhigen sucht, die religiösen Sinnsysteme nicht jedermanns Sache sind, weil sie Gläubigkeit voraussetzen, ist die poetische Literatur – in Buchform – oder als Film – Medium prozessualer Selbstverständigung des Lesers.³⁰

Hier wird einerseits wieder der herablassende Gestus deutlich, mit dem der Angehörige der Ersten Welt die Schäden, die er der Dritten Welt zugefügt hat oder zu haben glaubt, auch wieder heilen zu können vorgibt; andererseits die priesterliche Einstellung zur Literatur, die ohne weiteres in eine Reihe mit den Religionen gerückt wird.³¹

Meiner Ansicht nach ist die Vorstellung, daß die Bürger von Entwicklungsländern in besonderem Maße an Orientierungslosigkeit litten oder auf der Suche nach einer „Identität“ wären, eine Projektion aus typisch europäischer Perspektive. Dem widerspricht keineswegs, daß einige Autoren der Dritten Welt sich selbst in dieser Begrifflichkeit geäußert haben und daß jene westlich geprägten Eliten, von denen sich die Dritte Welt ebenso zu emanzipieren wünscht wie von den Europäern, nur zu gern in den Chor der Kultur- und Geldbringer einstimmen.³² Schließlich gebärden sich die Interkulturellen als die Heilsbringer, und die frohe Botschaft besteht eben in den Grundbegriffen ihres Faches; warum soll man ihnen nicht den Gefallen tun, sie nachzusprechen? Der ausländische Germanist, der sich darauf einläßt, wird irgendwann auf einem einschlägigen Kongreß zum erstenmal mit freudiger Erregung die erhabenen Vokabeln *Fremdheit*, *Hermeneutik*, *interkulturelle Kompetenz* usw. aussprechen, womit er in den Kreis der Novizen aufgenommen ist und gute Aussicht

³⁰ Wierlacher 1980b, S. 148f.

³¹ Behauptungen wie „In der Literatur spielen sich die Bewußtwerdungsakte einer Gesellschaft ab“ (Wierlacher 1980b, S. 157) ziehen sich durch die gesamte einschlägige Literatur. Ich halte diese These – soweit sich ihr Sinn fassen läßt, denn was heißt schon „Bewußtwerdungsakt“? – für eine maßlose Übertreibung, die sich nur durch professionelle Blickverengung erklären läßt.

³² Von praktisch erfahrenen Autoren ist auch schon der Verdacht geäußert worden, daß die Orientierungslosigkeit mancher Ausländer gerade erst dadurch hervorgerufen wurde, daß sie sich zu einem Deutschstudium haben verleiten lassen, das ihnen keinerlei berufliche Zukunftsaussichten eröffnet. Für diese Ausländer ist „Deutsch als Fremdsprache“ gewiß nicht sonderlich „berufsfeldproduktiv“. Ein auf interkulturelle Literatur-Hermeneutik ausgerichtetes Deutschlernen dürfte auch kaum zu verantworten sein, wenn man nicht ohne Erschrecken erfährt, daß z.B. in Indonesien, einem der ersten Länder, auf die sich die Aktivitäten der deutschen Kultur-Hermeneutiker richteten, über eine Viertelmillion Schüler der Sekundarschulen Deutsch lernen.

hat, irgendwann auch in die geschlossene Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik kooptiert zu werden.

Warum sollte die Begegnung mit einer fremden Kultur zu einem Gewinn an Orientierung führen? Der Verlust von Selbstverständlichkeiten kann auch negativ zu Buche schlagen. Die junge Inderin, die durch Deutschstudium und DAAD-finanzierten Deutschlandaufenthalt die Vorzüge der nicht von den Eltern arrangierten Heirat kennenlernt, wird tief verunsichert, manchmal mit tragischen Folgen. (In solchen Fällen scheint es an der „kategorialen Vorbereitung des Auslandsaufenthaltes“³³ gefehlt zu haben ...)

Man erkennt übrigens nirgendwo, daß die „interkulturellen Germanisten“ ihrerseits sich unter dem Einfluß ihrer fremdkulturellen Lektüre im mindesten geändert oder Einsicht in die Relativität ihrer eigenen kulturellen Prägung gewonnen hätten. Dieselben Autoren, die Curricula entwerfen, nach denen Indonesier kulturkundig werden sollen, lassen mit keiner Zeile erkennen, daß sie selbst sich mit der Kultur Indonesiens beschäftigt hätten oder gar von dieser Kultur einen Beitrag zu ihrer eigenen Identitätsbildung erwarteten. In abstracto spricht man von „Dialog der Kulturen“, „Weltgespräch“ und „Wechseltausch“, von „Verunsicherung durch die fremde Sprache, durch die fremde Kultur“; aber welcher „interkulturelle Germanist“ wäre je durch eine fremde Kultur verunsichert worden? Auch ihre literaturwissenschaftlichen Arbeiten stehen vollkommen in der Tradition deutscher Interpretationsübungen. Die vielberufene „Selbstfindung“ wird immer nur in Bezug auf andere für notwendig gehalten.

In Wirklichkeit haben die Germanisten, die den anderen eine Sinnkrise einreden und sich selbst als Retter anbieten, auf diese Weise ein geschicktes Mittel gefunden, ihre eigene Sinnkrise, nämlich die Ahnung zunehmender Funktionslosigkeit der deutschen Literaturwissenschaft, noch eine Weile zu verdrängen. Wierlacher hat denn auch gleich zu Beginn des rasanten Aufstiegs seines Faches durchblicken lassen, Deutsch als Fremdsprachenphilologie müsse „berufsfeldproduktiv“ werden, d.h. Arbeitsplätze für Germanist en schaffen. Das ist gewissermaßen das Augenzwinkern, mit dem die kulturmissionarischen Ambitionen versehen werden, wenn man unter sich ist.

Was die Germanistik in Deutschland schon lange nicht mehr zu sein behauptet, nämlich Lebenshilfe und Sinnfindung, das soll sie für die Entwicklungsländer noch sein dürfen. Damit dies plausibler wirkt,

³³ Wierlacher 1980a, S. 20.

konstatiert man zunächst so deutlich wie taktlos die „Defizite“ einer jeden Auslandsgermanistik, die unter den Bedingungen der Dritten Welt versuchen sollte, einen Beitrag zur internationalen Wissenschaft zu leisten, indem sie nämlich ganz ebenso verfährt wie die deutsche „Binnengermanistik“. Diese Defizite sind: „Ein Lehrziel-Defizit, ein Kanon-Defizit, ein Methoden-Defizit, ein Theorie-Defizit und ein Kontext-Defizit“, alles aber überwölbt von einem „Primär-Defizit“: „fehlender Einsicht sowohl in die fremdsprachenphilologische Qualität des Studiums als auch in die generelle Beziehbarkeit fremdkultureller 'Muster' auf vertraute eigenkulturelle 'Strukturen'.“³⁴ Welcher Auslandsgermanist der Dritten Welt, dem ja in der Tat nicht verborgen bleibt, daß er aus naheliegenden Gründen³⁵ bei ernsthafter germanistischer Forschung nach internationalen Standards nicht recht mithalten kann, wäre angesichts eines solchen Berges von Defiziten nicht gern bereit, die frohe Botschaft der „Fremdsprachenphilologie“ zu empfangen, die da lautet: Ihr könnt es zwar nicht und werdet es nie können, aber dafür könnt ihr etwas anderes: euch selbst finden und kulturmäßig werden.

Herablassend sieht man den edlen Wilden, die in der Dritten Welt Deutsch lernen, ihre atavistischen Züge nach: Alles Gedruckte hielten sie für wertvoll³⁶, damit müsse der Lehrer rechnen. Wie tief das Vorurteil sitzt, den anderen müsse „Kultur“ gebracht werden, wird in unscheinbaren Nebensätzen deutlich, etwa wenn ein sonst ganz verständlich argumentierender Autor meint, der fremdsprachige Deutschstudent sei als Studienanfänger „in seiner literarischen Bildung ein unbeschriebenes Blatt“.³⁷ Die literarische Bildung des Studienanfängers in seiner eigenen Kultur kommt gar nicht in den Blick. Daß fast alle ausländischen Deutschstudenten, gerade in den Entwicklungsländern, vielsprachige, gebildete und weltläufige Menschen sind³⁸, was man von unseren

³⁴ Großklaus/Wierlacher 1980, S. 99f.

³⁵ Daß außerhalb des deutschen Sprachgebietes nur in ganz wenigen Staaten eine ernst zu nehmende Germanistik existiert, ist unbestreitbar. Als die entscheidenden Defizite der Germanistik in „Entwicklungsländern“ würde ich allerdings ansehen: Mangel an Büchern usw., Mangel an Sprachkenntnissen, Mangel an Berufsaussichten – kurzum: Mangel an Geld.

³⁶ Großklaus/Wierlacher 1980, S. 103.

³⁷ Christian Grawe in Wierlacher (Hg.) 1980, S. 371f.

³⁸ Eine gewisse Ausnahme bilden nur die Angehörigen der „scheduled casts and tribes“ an indischen Universitäten, wie Helmut Kuntz mit Recht hervorgehoben hat (vgl. Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 10, 1984). Die Möglichkeit, ihnen durch Deutschunterricht zur Emanzipation zu verhelfen,

deutschen Studienanfängern durchaus nicht immer sagen kann, wird regelmäßig übersehen und auch in den hochmütigen Kulturbringerdidaktiken übergangen.

Natürlich wird es immer den thailändischen Soziologen geben, der selbst der Meinung ist, thailändisches Lernverhalten sei defizitär. Aber ein thailändischer Soziologe ist eo ipso ein westlich geprägter Intellektueller, wie alle Soziologen, und urteilt bereits vom westlichen Standpunkt aus.

Wir haben Technik, und wir haben Geld; deswegen glauben wir, alle Menschheitsfragen seien durch Technik und durch Geld zu lösen. Daß gerade diese Einstellung das eigentliche Barbarentum sein könnte, übersehen unsere Kulturbringer gefissentlich.

Nach Peter Truhart, einem Referatsleiter in der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, war der Kulturaustausch in den beiden deutschen Staaten „eine euphemistische Beschreibung für eine deutliche Asymmetrie der Leistungsströme in die und aus der 'Dritten Welt'“. ³⁹ Es ist bemerkenswert, wie hier (und schon in der zweiten der „Zehn Thesen“ des Auswärtigen Amtes) die sogenannte Kulturarbeit nur darum, weil sie Geld kostet, als kulturelle „Leistung“ dargestellt wird: Wir geben den anderen Kultur, und sie geben uns vergleichsweise wenig oder gar nichts, sind uns also etwas schuldig. Die kulturelle Handelsbilanz weist für die Dritte Welt ein Defizit auf, genau wie die wirtschaftliche. ⁴⁰ Deutsche Sprachkurse als Care-Pakete? Daß Indonesier oder Senegalesen Deutsch lernen und sich z.B. mit deutscher Germanistik beschäftigen, sogar mit „interkultureller“, während wir gar nicht daran denken, in umgekehrter Richtung etwas Entsprechendes zu tun, scheint keine Leistung zu sein. ⁴¹

beurteilt Kuntz wohl etwas zu optimistisch, da das wahrhaft demokratische Leistungsprinzip durch die gutgemeinte Quotierung und andere sachfremde Gesichtspunkte der indischen Elitenbildung unterlaufen wird.

³⁹ Zeitschrift für Kulturaustausch 1991/4, S. 538.

⁴⁰ Groeneveld spricht in ähnlichem Zusammenhang von „erfundener Knappheit“ und formuliert so scharf wie treffend: „Nur wenn Knappheiten auf nahezu allen Gebieten, beispielsweise des Wissens oder der Lößböden, der Zeit oder der Primarschullehrer, vorausgesetzt werden, eröffnet sich dem Knappheitsverwalter und dem Hilfe-Täter ein ihn bereicherndes Betätigungsfeld.“ (1988, S. 301).

⁴¹ Truhart gibt noch einen weiteren interessanten Einblick in das Denken seiner Behörde: Bevor die „fundamental-islamische Abwendung“ des Iran stattfand, funktionierten die deutsch-iranischen Kulturbeziehungen sehr gut, „sogar auf privilegiertem Niveau“ (s. Anm. 40, S. 539). Die Schah-Diktatur, die dies ermöglichte, wird nicht genannt. Und überhaupt: „Die Generation

Der Anspruch, den Entwicklungsländern zur Emanzipation von Europa und zur eigenen kulturellen Identität zu verhelfen, hat für die interkulturelle Entwicklungshilfe eine natürliche Grenze: Die Entwicklungshilfe selbst, z.B. in der Gestalt der „Interkulturellen Germanistik“, scheint nichts zu sein, wovon man sich emanzipieren muß, auch wenn sie ihrem ganzen geistigen Zuschnitt nach so europäisch wie nur möglich ist. Besonders trickreich sind die Deutschen, die das Deutsche als emanzipatorische Alternative zum kolonial belasteten Englischen oder Französischen empfehlen. Aber das ist nur scheinbar schlau. In Wirklichkeit machen die Entwicklungsländer Europa als Ganzes für ihre Ausplünderung und Zerstörung haftbar, – und zwar mit vollem Recht, denn nicht die historischen Details der Kolonialgeschichte zählen hier, sondern die globalen Tatsachen der heutigen, postkolonialen Ausbeutungsverhältnisse. Überhaupt muß, wer sich mit der Lage der sogenannten Entwicklungsländer näher beschäftigt, zu dem Ergebnis kommen, daß nicht eine „Sinnkrise“, wie unsere Hermeneutiker sich und anderen einreden wollen, sondern die Schuldenkrise und damit das weltwirtschaftliche Ungleichgewicht diese Länder unaufhaltsam in die Katastrophe treibt, die freilich auf längere Sicht auch den reichen Norden in ihren Strudel reißen wird.

Es ist bemerkenswert, daß die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes zwar nach Politikerart vor großen Worten nicht zurückschreckt, andererseits aber auch keinen Zweifel daran läßt, daß die auswärtige Kulturpolitik eine flankierende Maßnahme der Außenwirtschaft ist. „Wer deutsch spricht, kauft auch eher deutsch“, hat Barthold C. Witte bei mehr als einer Gelegenheit gesagt.

Die sogenannte „internationale Zusammenarbeit“, für die das Fach DaF angeblich ausbilden soll, ist der Tummelplatz der Funktionärskaste, die ununterbrochen im Auftrage der UNESCO und ähnlicher Organisationen

der an westlichen Bildungseinrichtungen mit liberaler und aufgeklärter Geisteshaltung beeinflussten Eliten tritt ab. Sie war ein wichtiger Mittler und Multiplikator im Kulturaustausch. An ihre Stelle ist eine Generation getreten, die an einheimischen Hochschulen unter Vernachlässigung des Erlernens westlicher Sprachen und Geisteshaltung von der intellektuellen Ausrüstung her, aber auch in der Motivation ganz anders bestimmt ist. Die Kommunikation ist schwieriger. War der Partner früher kommunikationsbemüht, ist er heute häufig desinteressiert. Es kommt daher nicht mehr zu einem aufbauenden Kommunikationserfolg; dies frustriert dann auch westliche Partner.“ (ebd. S. 540) – Das ist sicher alles richtig, aber aus welcher Sicht ist es beobachtet! Die Entwicklungsländer lassen sich nicht mehr von westlich geprägten Eliten vertreten, in denen sie vielmehr Kollaborateure des Post-Kolonialismus sehen. Was soll es da noch heißen, daß die Auswärtige Kulturpolitik die „kulturelle Identität (des Partners) akzeptiert“?

in der Welt umherjettet.⁴² Ihre Ineffizienz ist mittlerweile so sprichwörtlich wie ihre Kostenträchtigkeit. Bei der Vorbereitung dieses Referates habe ich beiläufig erfahren, daß wir uns genau in der Mitte der von der UNESCO ausgerufenen „Weltdekade der kulturellen Entwicklung“ (1987-1997) befinden. Wer hat das überhaupt zur Kenntnis genommen?

Daß die „Interkulturelle Germanistik“ neokolonialistische Züge hat, ist schon oft bemerkt worden. Man braucht sich nur einmal vorzustellen, ein Inder oder Chinese käme nach Deutschland, um uns „kulturmündig“ zu machen, oder Japanologie würde bei uns etabliert, um die Selbstfindung und Identitätsbildung der Deutschen zu fördern: Sogleich wird das Anmaßende einer solchen Attitüde erkennbar.⁴³

Die Prämissen, unter denen die „Interkulturelle Germanistik“ antritt, sind nicht nur an sich fragwürdig, sondern auch in ihren Auswirkungen. Wer sich selbst so sehr davon abhängig macht, überall die Unterschiede, die „Kulturkontraste“, kurz, das „Fremde“ zur Voraussetzung seines Wirkens zu machen, ist ständig in Gefahr, die sogenannten „Kulturen“ in ihrer vermeintlichen Geschlossenheit und Besonderheit überzubetonen und die Charakteristika einer jeden unter das Gesetz der Prägnanzsteigerung zu zwingen.⁴⁴ In Wirklichkeit gibt es den idealen Fremdleser, der von deutscher und europäischer Kultur noch gar nichts

⁴² Zu den „Hilfe-Tätern“ vgl. auch Groeneveld 1988. – Zum Jet-Set rechne ich auch die auf Kosten des Steuerzahlers durch die Welt reisenden „Experten“, die an ständig wechselnden Tatorten Muster-Deutschstunden abhalten, wobei es ihnen selbstverständlich nicht schwer fällt, jedermann zu verblüffen: ein neues Gesicht, neue Texte, unkonventionelles Vorgehen usw. Darüber kann man dann zu Hause einen netten kleinen Aufsatz veröffentlichen. Diese „Reiseonkel“ (wie sie vor Ort genannt werden) sind der Schrecken aller DAAD-Lektoren, und auch ihr vermeintlicher Unterrichtserfolg hat es meist an sich, daß er viel geringer ist, als er aussieht; die nachträgliche Befragung der Unterrichteten bringt es nicht selten an den Tag. Aber dann ist der Hilfe-Täter längst über alle Berge.

⁴³ Klaus Wolterstorff sagt m.E. mit Recht: „Selbstfindung des Lernenden‘ (Großklaus/Wierlacher 1980, S. 91) wird unterschiedlich expliziert als ‚Emanzipation von den Selbstverständlichkeiten des eigenen Kulturhorizonts‘ (Göhring 1980, S. 70) oder als ‚Förderung der kulturellen Identität‘ (Auswärtiges Amt 1982, S. 13). Diese Idee der Persönlichkeitsentwicklung und der die eigene Kulturposition relativierenden Horizonterweiterung entstammt der europäischen humanistischen Bildungstradition (...).“ Wolterstorff 1988, S. 154.

⁴⁴ Es besteht sogar die Gefahr, daß die Exoten sich – wenn sie klug sind – beeilen, ihrer Stilisierung durch uns nachzukommen, sich sozusagen die von uns erwarteten Baströckchen der „Fremdheit“ anzuziehen, um in den Genuß unseres Bakschisch zu kommen. (Wie die Zillertaler sich einst ihr Brauchtum zugelegt haben, um den Erwartungen der Touristen zu genügen.)

weiß, natürlich nicht.⁴⁵ Das hypostasierende Reden von den „Kulturen“ übersieht zunächst weitgehend, daß jede Kultur viele Kulturen ist, auch unsere eigene.⁴⁶ Die Welt der Armen ist nicht die der Reichen, die Leser haben mit den Nichtlesern wenig gemein usw. (Das Fremdeste, was dem „Interkulturellen Germanisten“ begegnen könnte, ist womöglich der Naturwissenschaftler im Institut auf der anderen Straßenseite.)

Fühlt man sich nicht an Oswald Spengler erinnert, dessen kulturmorphologischer Blick auf die geradezu personifizierten, ja dämonisierten Kulturen das Musterbeispiel prägnanzsteigernder Selbsttäuschung bleibt? Das Beispiel Spenglers, von dem ja Thomas Mann einst spöttisch bemerkte, keine Kultur verstehe die andere, nur Spengler verstehe sie alle, ist auch geeignet, die Frage nach dem Standpunkt der „Interkulturellen Germanistik“ selbst aufzuwerfen. Ist sie wirklich imstande, den Metastandpunkt einzunehmen, von dem aus das Eigene und das Fremde mitsamt der Einsicht in seine Relativität koordiniert werden kann?⁴⁷ Oder ist das nur Wortemacherei?

Wer auf der irreduziblen Eigenart einer authentischen japanischen, senegalesischen usw., kurz „Xenogermanistik“ besteht, rehabilitiert ungewollt natürlich auch die erst vor wenigen Jahren angeprangerte

⁴⁵ In indischen Buchhandlungen stapeln sich wie eh und je die schülergerechten Shakespeare-Kommentare, im Senegal liest man Racine usw. – Das bedeutet übrigens keineswegs, daß diese Kulturen an jener Orientierungslosigkeit litten, die der europäische Besucher ihnen unterstellt. „Interkulturelle Germanistik“ mag, wo sie denn Fuß faßt, nur ein weiterer europäischer Import sein, der schnelligst assimiliert wird, aber keineswegs zur Identitätsbildung gegen all diese postkolonialen Einflüsse beiträgt. Bestenfalls also ein weiterer, natürlich entsprechend kleinerer Buchstapel neben Shakespeare und Racine.

⁴⁶ Darauf hat Hermann Bausinger (1985) mit Recht hingewiesen.

⁴⁷ vgl. Müller 1988, S. 44. – Meiner Ansicht nach müssen die Grenzen der „Perspektivenübernahme“ deutlich gesehen werden. Bernd-D. Müller weist mit Recht darauf hin, daß es zweierlei ist, eine fremde Perspektive ihrer Möglichkeit nach anzuerkennen oder aber sie wirklich zu „übernehmen“. Der Anhänger einer Religion kann die Möglichkeit des Atheismus oder einer anderen Religion wohl erkennen, aber er kann sie nicht übernehmen und nicht einmal beide als gleichberechtigt „anerkennen“. Entsprechend verhält es sich mit den Menschenrechten. Wir müssen nicht am Stierkampf Gefallen finden, um die spanische Kultur zu verstehen, und der indische Germanist muß nicht Kalbshaxen essen. – Anders gesagt: Zu den „Perspektiven“ gehört wesentlich ihre Geschlossenheit; denn Kulturen sind – was immer sie sonst noch sein mögen – Systeme von Selbstverständlichkeiten. Entkleidet man sie dieses Merkmals, so sind auch die „übernommenen“ Perspektiven nicht mehr das, was sie waren, und die ganze „Übernahme“ erweist sich als Illusion. Vielleicht sollte man statt *Übernahme* schlicht *Berücksichtigung* sagen (und auch *Empathie* in einem entsprechend unpräzisen Sinn definieren).

„Germanistik als deutsche Wissenschaft“. Denn warum sollte ausgerechnet die deutsche Germanistik weniger berechtigt sein als die japanische? Wie man sieht, schließt „Anerkennung der Fremde“ unweigerlich den Anspruch ein, auch selbst in seiner Partikularität anerkannt zu werden.

Das Insistieren auf den Unterschieden verbindet die „Interkulturelle Germanistik“ schließlich doch mit der Kulturkunde vom ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Diese Verwandtschaft ist, wie gesagt, gelegentlich bemerkt, aber von den Interkulturellen meines Wissens noch nie gründlicher bedacht worden. Und doch ist die Ähnlichkeit in vieler Hinsicht verblüffend: das Hypostasieren der „Kulturen“, die Auffassung, man brauche die fremde Kultur, um sich selbst zu erkennen („Kulturspiegel“-Theorie hieß das damals), ja sogar die Kritik war in den zwanziger Jahren schon so treffend wie heute, etwa wenn Levin Schücking davor warnte, die Unterschiede so stark zu betonen und das Verbindende der zivilisierten Menschheit zu übersehen. Ich glaube, wenn die „Interkulturelle Germanistik“ sich einmal entschließen könnte, diese ihre bisher völlig im Dunkeln gelassene Herkunft näher auszuleuchten, würde es zu mancher gar nicht so erfreulichen Einsicht kommen.

Die Germanistik muß selbst entscheiden, ob und wie sie auf die Herausforderung durch die „Interkulturelle Germanistik“ reagieren will, ob sie also bereit ist, den „Paradigmenwechsel“ mitzumachen. Was jedoch das Fach „Deutsch als Fremdsprache“ betrifft, so behaupte ich, daß es einen Paradigmenwechsel weder nötig hat noch auch vertragen würde, ohne sich an seinen ureigenen Aufgaben zu versündigen, von denen einige sehr dringende noch weitgehend ungelöst sind.⁴⁸

⁴⁸ An gleicher Stelle habe ich vor einigen Jahren auf die Notwendigkeit einer distinktiven Synonymik des Deutschen hingewiesen. Die Wortschatzdidaktik erfordert überhaupt eine sehr große Anstrengung, wenn der Deutschunterricht im Ausland gefördert werden soll. – Eine andere Aufgabe stellt sich im Zusammenhang mit der Lehrwerkproduktion. Der von den kommerziell interessierten Verlagen ausgehende Trend, Layout statt Inhalt zu bieten, hat die Lehrwerkverfasser in bedenklichem Maße infiziert; man ist offenbar nicht mehr in der Lage, Visualisierung von Bebilderung zu unterscheiden. Ich glaube nicht, daß die modernen, überaus aufwendigen (und teuren, daher in neue Abhängigkeit von den „Entwicklungshelfern“ führenden) Unterrichtswerke, die sich ästhetisch am Comic-Strip orientieren, den Erfordernissen – gerade in den Entwicklungsländern – entsprechen. – Eine ziemlich neuartige, äußerst vielversprechende Forschungsrichtung zielt auf die „Semantisierung“ grammatischer Strukturen und ihre Integration mit der sogenannten „Pragmatik“; dabei werden die kulturkontrastiven Aspekte, auf welche die „Interkulturelle Germanistik“ zu Unrecht Anspruch erhebt, zum erstenmal mit präzisen linguistischen Mitteln erarbeitet. Ich verweise auf die neueren Arbeiten der genialen polnisch-australischen Linguistin Anna Wierzbicka.

Gegen die Macht des Faktischen kann man mit noch so guten Argumenten wenig ausrichten. Ich wäre zufrieden, wenn es mir gelungen sein sollte, in dem einen oder anderen Leser gewisse Zweifel zu wecken oder zu verstärken, ob die „Interkulturelle Germanistik“ die Beachtung, die sie sich durch quirlige Betriebsamkeit erworben hat, wirklich verdient.

Zum Schluß einige Definitionen:

- Das Fach Germanistik umfaßt Linguistik und Literaturwissenschaft. Andere Fächer wie Soziologie, Geschichte usw. werden als Hilfs- oder Bezugswissenschaften berücksichtigt.
- Das Fach Deutsch als Fremdsprache umfaßt Linguistik⁴⁹ und Fremdsprachendidaktik. Hilfswissenschaften sind Literaturwissenschaft, Landeskunde (mit Unterdisziplinen wie Soziologie usw.), Psychologie u.a. („Landeskunde“, hier also „Deutschlandkunde“, ist ein Fach, das sich überhaupt nur als Hilfswissenschaft rechtfertigen läßt, da es weder durch einen eigenen Gegenstand noch durch eine eigene Methode begründbar ist. Es gibt daher keine unabhängig existierenden Lehrstühle für Deutschlandkunde und kann sie nicht geben.) Helmut Glück hat mit Recht darauf hingewiesen, daß „Deutsch als Fremdsprache“ sich zwar als akademisches Fach etabliert hat, wissenschaftssystematisch aber keine „Disziplin“ sein kann, da es weder eigene Gegenstände noch eigene Methoden hat.
- Das Fach Deutsch als Zweitsprache, genauer „Didaktik des Deutschen als Zweitsprache“ ist eine Spezialisierung von Deutsch als Fremdsprache und hat eine starke pädagogische Komponente, so daß man auch von einem Teilgebiet der Pädagogik sprechen könnte.
- Die „Interkulturelle Germanistik“ ist undefinierbar.

⁴⁹ Ich stimme mit Henrici darin überein, daß Zweitspracherwerbsforschung die zentrale Komponente von „Deutsch als Fremdsprache“ ist. Sie ist in meinen Augen ein Teilgebiet der Linguistik, da Spracherwerb ein untrennbarer Teil der menschlichen Sprachfähigkeit ist, sozusagen als ontogenetisches Gegenstück zur Sprachgeschichte.

Literatur:

- Ahrens, Rüdiger (1989): Europäische Sprachenpolitik. In: Mitteilungen des deutschen Hochschulverbandes 3/1989, S. 163-166.
- Auswärtiges Amt (1982): Zehn Thesen zur kulturellen Begegnung und Zusammenarbeit mit Ländern der Dritten Welt. Bonn. (Auch in: Zs. f. Kulturaustausch 39/2, S. 187-194).
- Bausch, Karl-Richard u.a. (Hg.) (1989): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Stuttgart.
- Bausinger, Hermann (1985): Kulturelle Identität als Leit- und Problembezug in der Kulturpolitik der UNESCO. In: Thum (Hg.): S. 379-390.
- Bredl, Hermann C. (1989): Informationen zur 'Weltdekade für kulturelle Entwicklung der UNESCO'. In: Zs. f. Kulturaustausch 39/2, S. 136-19.
- Glück, Helmut (1991): Meins und Deins = Unsers? – Über das Fach 'Deutsch als Fremdsprache' und die 'Interkulturelle Germanistik'. In: Zimmermann (Hg.): S. 57-92.
- Groeneveld, Sigmar (1988): Erziehung zur Unterentwicklung. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 38, S. 299-308.
- Großklaus, Götz/Wierlacher, Alois (1980): Zur kulturpolitischen Situation fremdsprachlicher Germanistik, insbesondere in Entwicklungsländern. In: Wierlacher (Hg.) (1980), Bd.I: S. 92-112.
- Henrici, Gert (1990): Interkulturelle Germanistik à la Bayreuth: Anmerkungen aus der Sicht eines Vertreters des Faches Deutsch als Fremdsprache. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 37/1, S. 38-44.
- Ickler, Theodor (1984): Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung in das Studium. Tübingen.
- Ickler, Theodor (1992): Sprachen und Fremdsprachen in Europa: Perspektiven und Optionen. In: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (Hg.): Lernen für Europa. Neue Lebens- und Lernformen in der Schule. Bonn, S. 29-41.
- Knight, Ute/Kowalsky, Wolfgang (1991): Deutschland nur den Ausländern? Die Ausländerfrage in Deutschland, Frankreich und den USA. Erlangen u.a.
- Krusche, Dietrich/Wierlacher, Alois (Hg.) (1990): Hermeneutik der Fremde. München.

- Müller, Bernd-Dietrich (1988): Interkulturelle Verstehensstrategien – Vergleich und Empathie. In: Neuner (Hg.), S. 33-84.
- Ndong, Norbert (1990): Interkulturalität. Überlegungen zur Theorie einer interkulturellen Germanistik. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 37., H.1, S. 45-52.
- Neuner, Gerhard (Hg.) (1988): Kulturkontraste im DaF-Unterricht. 2. Aufl. München.
- Thum, Bernd (Hg.) (1985): Gegenwart als kulturelles Erbe. München.
- Wassermann, Rudolf (1992): Plädoyer für eine neue Asyl- und Ausländerpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 21.2.1992, S. 13-20.
- Weinrich, Harald (1990): Fremdsprachen als fremde Sprachen. In: Kruusche/Wierlacher (Hg.), S. 24-47.
- Wierlacher, Alois (1980a): Deutsch als Fremdsprache. Zum Paradigmawechsel internationaler Germanistik. In: Wierlacher (Hg.) (1980), S. 9-27.
- Wierlacher, Alois (1980b): Deutsche Literatur als fremdkulturelle Literatur. In: Wierlacher (Hg.) (1980b), S. 147-165.
- Wierlacher, Alois (Hg.) (1980): Fremdsprache Deutsch. 2 Bde. München.
- Wierlacher, Alois (Hg.) (1985): Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. München.
- Wierlacher, Alois (1989): Magisterstudium Interkulturelle Germanistik an der Universität Bayreuth. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 15, S. 385-419.
- Witte, Barthold C. (1989): Kulturaustausch als Zweibahnstraße. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 39/2, S. 131-135.
- Wolterstorff, Klaus (1988): Literatur als Instrument der Kulturvermittlung? Fallstudie: Brecht in Thailand. In: Neuner (Hg.), S. 147-161.
- Zimmermann, Peter (Hg.) (1991): 'Interkulturelle Germanistik' – Dialog der Kulturen auf deutsch? 2., ergänzte Aufl. Frankfurt u.a.